

Eröffnung Passionsspiele
Oberammergau, 15. Mai 2010
Festspielhaus, 11 Uhr
Regionalbischöfin Susanne Breit-Keßler

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder!

„Willkommen in der Zeit Helden sind bereit seid ihr soweit / Heldenzeit
Heldenzeit seid ihr soweit / Hat irgendwer gesagt es wäre Zeit für Helden?
/ Heldenzeit / Willkommen in der Zeit Helden sind bereit seid ihr soweit /
Heldenzeit Heldenzeit seid ihr soweit / Wir kommen um die anderen Hel-
den abzumelden“... Das ist der Liedtext einer deutschen Band, die sich
selbstbewusst und ironisch „Wir sind Helden“ nennt. Wir sind Helden - und
andere wären es gerne.

Deutschland sucht den Superstar, Germany's Next Top Modell oder den, der
den Raab schlägt. Das Bedürfnis, selbst ein Star, ein Held zu sein oder an-
deren dabei zuzusehen, wie sie es werden, ist groß – vielleicht sogar
manchmal im Vorfeld der Passionsspiele, wenn es um die Hauptrollen geht.
So, als solle sich Andy Warhols Prophezeiung erfüllen: „In Zukunft“, so der
Popart-Papst, „wird jeder für 15 Minuten berühmt sein“. Auf keinen Fall
möchte man zu den Verlierern gehören.

Zu denen, die sich vor einer spöttischen Jury auf dem Boden winden, wei-
nend aus dem Raum laufen, wenn sie nicht in die nächste Runde kommen
oder das Weite suchen, um doch noch jemanden zu finden, der einen groß
´rausbringt. Und dann kommen diese Oberammergauer Passionsspiele
daher mit einem Stück, das einen aus der Welt der Reichen, Schönen, Vita-

len und Erfolgreichen energisch auf den Teppich zieht. Der Gott, der sich hier zeigt, ist kein Showstar, mit dem man sich schmücken könnte.

Dieser Gott, der zu Anfang durchaus seine Fans hat, wird wegen seiner Botschaft zunehmend mehr attackiert, angegriffen, verspottet, böse verlacht, gefoltert und schließlich hingerichtet. Er stirbt einen der Tode, die manche Menschen heute durchaus kennen – im ganz konkreten leiblichen Sinn, wenn sie von anderen misshandelt, missbraucht, wenn sie Stück für Stück seelisch vernichtet werden. Wenn sie mit sozialer Not oder einer schweren Krankheit kämpfen, die ihre Existenz bedroht.

Diesen Gott, an den wir Christenmenschen glauben, hat der Prophet Jesaja vor rund 2550 Jahren in seinen Visionen am Horizont heraufziehen sehen. Und wir singen seit dem 17. Jahrhundert das Lied „Mir nach, spricht Christus, unser Held“ – inzwischen längst in ökumenischer Verbundenheit. Wollen und können wir da wirklich hinterher, nach dem Spiel, das wir später sehen werden und das beileibe mehr will als unterhalten?

Was für eine Vision – was für eine Sehnsucht! So soll der Retter der Menschheit aussehen? Entweder ist Jesaja völlig daneben oder er ist in einer Weise einsichtig, dass es geradezu umwerfend revolutionär ist. Für daneben werden ihn alle halten, die sich einen heldenhaften Gott erhoffen, der mit Feuer und Schwert dreinschlägt, und uns zu Gefolgsleuten seiner Welteroberung macht. Judas hatte wohl solche Ideen, deren Enttäuschung er mit verräterischer Abwendung quittierte.

Und wir sollten es aus der Geschichte gelernt haben, dass die selbst ernannten gottgleichen Führer ihr Volk und andere Völker direkt ins Elend reißen – unter der Opferung alles dessen, was menschlich heißt und ist. Für daneben muss Jesaja halten, wer gerne auf den Wellen des easy listening

durchs Leben surfen würde, der beiläufigen Töne, die einen sanft einlullen, einem die Sehnsucht nach Leben aus dem Leib spülen, den Hunger nach Wahrheit mit Appetitzüglern stillen.

Der Prophet liegt natürlich auch neben allen Göttern, die als Rettung aus aller Misere den schnellen Euro versprechen, die superzinsträchtige Anlage, das Konto im Ausland, überall dort, wo nicht lange nachgefragt wird, ob einer mit seinem Reichtum seiner Verpflichtung und Verantwortung anderen gegenüber nachgekommen ist. Nein, anderen gewaltsam Leid aufbürden, Leid genüsslich vergessen oder sich freikaufen, sich mästen an der Gunst der Verhältnisse – das ist es nicht, was Jesaja als göttlich ansieht.

Der da nach seiner Vision kommen soll und den wir inzwischen kennen, Jesus von Nazareth, ist anders, ganz anders. Ein Anti-Held. Das zu fassen, fällt selbst Filmemachern schwer, die mit Begeisterung daran gegangen sind, die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu in Szene zu setzen. Immer ist er schön und in seiner Gegensätzlichkeit zu den damaligen Machthabern, zum Volk überaus attraktiv. Man kann es sich kaum vorstellen, dass sich ihm jemand entzogen hat.

Einzig Pier Paolo Pasolini, der das Matthäusevangelium in Schwarz-Weiß verfilmte, hat es gewagt, einen herben, mürrischen, missverständlichen Jesus zu präsentieren, der den Seinen allerhand zumutet. Und Christian Stückl wagt es immer wieder, diesen Jesus seinerseits unbequem-nachdrücklich zu inszenieren, unseren Gott, der das Leben verkörpert wie kein anderer. Der sich Menschenleid förmlich anzieht. Der, wie es die Bibel erzählt, die elendste Situation mit seinen Menschen teilt:

Das Leben im Dreck, im Ghetto, die Krankheit, die äußerlich zu sehen ist oder innerlich an einem frisst, die seelische Not, die einen nachts nicht

schlafen lässt, Angst und Hoffnungslosigkeit. Gott nimmt intensiv Anteil am Menschsein in seinen Tiefen und gibt Anteil an sich: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid“. Das ist kein Almosen mit spitzen Fingern, keine Panik, wenn es darum geht, Missbrauchte zu schützen oder sich die Mühe zu machen, einem Migrantenkind als Patin zur Seite zu stehen.

Unser Gott tut alles das, damit wir Frieden haben – durch seine Wunden sind wir geheilt. Das ist der nicht gerade leicht verdauliche Spitzensatz des Bibelwortes. Wie kann unsereins Frieden haben, innerlich heil werden, wenn Gott kein Elend scheut, wenn er sich auch noch ans Kreuz hängen oder schlagen lässt? Ich glaube, dass wir das alle in unserem tiefsten Inneren schon wissen – das es nur immer wieder neu in Beziehung gebracht werden muss zu der Welt, in der wir leben.

In der werden Alte, Kranke, Pflegebedürftige und Schwache wie die, die nur manchmal hoffnungslos sind, nicht gern „gelitten“. Menschen, die Leistungs- und Schönheitsansprüchen nicht entsprechen, stören. Sie erinnern daran, dass das Leben kein Schmusekurs ist. Denken wir an Eltern, die sich nach einer ersten harten Zeit der Niedergeschlagenheit und des Haderns mutig für ihr Kind mit Behinderung entschieden haben – ihnen wird immer öfter gesagt: „So ein Kind hätte doch nicht zur Welt kommen müssen!“

Wie kann es Frieden mit Gott geben, warum sind wir geheilt? Zunächst deshalb, weil Gott niemand verleugnet, dem es dreckig geht – so, wie es diese Gesellschaft oft tut. Er verdrängt nicht, schiebt nicht ab, sondern sagt: Sei getrost! Komm! Steh auf! Fürchtet euch nicht! Dir geschehe, wie du willst! Jesus ergreift die Hand derer, die sie nach ihm ausstrecken. Er bedroht böse Geister, segnet die Kleinen, die den Großen auf die Nerven gehen. Er fragt, was die Leute von ihm brauchen, um es ihnen zu geben.

Das alles heißt: Ich bin für Menschen da, so, wie sie sind, wie sie sich gerade befinden und sei es die allerelendste Situation. An dieser Stelle allen ein Vergelt´ s Gott sagen, die in unserer Gesellschaft zum aufrechten Gang beitragen. Vergelt´ s Gott denen, die sich um behinderte Menschen kümmern. Die sich zuhause oder in Krankenhäusern, in Alten- und Pflegeheimen um Schwerkranke bemühen, sie aufopferungsvoll pflegen, sie waschen und füttern, ihnen die Haare kämmen und sie streicheln.

Vergelt´ s Gott denen, die jugendliche Straftäter nicht abschreiben, sondern die mit ihnen sehr ernsthaft arbeiten, damit sie – ihrer Schuld bewusst – irgendwann neu anfangen können. Das ist göttlich, weil es den Weg Gottes nachzeichnet, dessen Seele sich abgemüht hat, wie Jesaja schreibt. Es ist himmlisch, weil die, die helfen, einen Teil ihres Lebens geben, damit andere spüren, was es heißt, ein Mensch sein zu können - auch in ganz schweren Zeiten.

Wir, sie haben Frieden und sind geheilt, weil Gott Ja zu unserem Leben sagt. Weil alles, was wir den vermeintlich Geringsten an Gutem tun, Gott selber tun. Das ist aber längst nicht alles. Ist es nicht so, dass innere Unfriede und Heillosigkeit besonders groß dann sind, wenn wir mit aller Macht dem Leiden, den Herausforderungen in unserem Leben und dem anderer entkommen wollen? Je mehr wir uns selber aufspielen zu Helden und Superstars, desto mehr müssen wir uns plagen, es zu bleiben.

Je mehr wir uns unterhalten und ablenken lassen, desto lätscherter, apathischer werden wir. Je mehr Besitz wir ansammeln, desto krampfhafter müssen wir ihn bewahren, verstecken, statt damit uns selbst und anderen etwas Gutes zu tun. Maßlos anstrengend, letztlich tödlich: Dem Leben mit seinen Kreuzen entkommen zu wollen. Wir sind, nehmen wir das Kreuz

nicht wahr, Getriebene. Bloß keine Schwäche zeigen, nicht nachgeben, noch nicht einmal auf der Autobahn; keine Alterserscheinungen zulassen.

Wenn schon Senior, dann bitte fit; mein Kind kein Gymnasiast? Nur Hauptschule? Undenkbar, so ein Versagen... Das muss verhindert werden. Wir sind getrieben und müssen aus dem Weg räumen, was sich uns entgegen stellt – auch andere Menschen. Wo man hinschaut, ein- oder mehrköpfige Jurys, die einen in nur Ausnahmefällen zum Star machen, mehrheitlich aber entweder ignorieren oder einfach nur niedermachen. Sie, wir selbst bewerten pausenlos.

Er sucht mit 50 einen neuen Arbeitsplatz? Lächerlich. Zu alt. Schau an: Er hat seine Frau abserviert, weil er eine Jüngere gefunden hat, mit der er sich schmücken kann – die passt auch viel besser zu ihm. Dieser neue Kollege – ist er nicht dumm? Es wird so eng, so kurzatmig für uns selber und für andere, wenn wir das Kreuz und den Gekreuzigten aus dem Blick verlieren. Wenn wir diese gesellschaftlichen Spiele mitmachen, versündigen wir uns an unserem eigenen, einmaligen Leben genauso wie an dem der anderen.

Jesus hängt am Kreuz und die Spötter sagen: Soll Gott ihn doch retten, wenn er ihn liebt. Was für ein jämmerliches Weltbild sie haben – Gott liebt einen nur, wenn es einem gut geht. So denken Menschen, die sich dem Erfolg, der Effizienz verschrieben haben und nur noch, ausschließlich in Gewinnen und Verlusten denken können. Dieser Gott ist ein Abgott, einer, der sich nur aus zerstörerischer Großmannssucht ableitet. Eine Fiktion, null und nichtig, wenn es im Leben ans Eingemachte geht.

Es geht nicht darum, mit dem Leiden zu kokettieren oder jemanden nur für voll zu nehmen, wenn er schon ordentlich gelitten hat. Gott ist für alle gestorben, für die Hartz IV Empfängerin wie für den Steuerbetrüger. Für das

Topmodell wie für den alten Mann mit tausend Runzeln im Gesicht: Für uns, damit wir begreifen: Unser Leben ist von Gott gewollt und bejaht, mit den Sonnen- und den Schattenseiten. Mit unserem Drang, wichtig zu sein, und der Erschöpfung, weil wir nicht mehr oder etwas gar nicht können.

Wir können unser Leben getrost annehmen in dem Wissen, dass Gott uns kennt und uns *sein*, leben lässt. Nicht weil wir sind, wie wir sind – sondern wie wir sind. Wir bekommen Frieden, sind frei, können atmen, wenn wir den paradoxen Gott in unser Hirn und unser Herz lassen: Der geduldig wie ein Lamm sich hat zur Schlachtbank führen und schließlich ans Kreuz bringen lassen. Alles, damit wir nicht mehr wegschauen, den falschen Götzen nachjagen, sondern sehen lernen, was Leben ist:

Ein Gottesgeschenk, zu dem die leichtfüßigen Tage ebenso dazu gehören, wie die schwerfälligen, schleppenden. Leben - ein Gottesgeschenk, in den Augenblicken des umwerfenden Glücks und in denen, in denen man sich der Hölle näher wähnt als dem Himmel. In den Momenten, in denen wir wirklich richtig versagt haben und vor Schuld nicht mehr ein noch aus wissen. In den Momenten, in denen ein hässlicher Gedanke durch unseren Kopf gejagt ist oder wir genau das richtige, liebe Wort gefunden haben.

Leben – ein Gottesgeschenk – das ist spürbar, wenn wir unseres annehmen und auf das anderer sorgsam Acht haben. Gott am Kreuz: Er lässt kein Blatt zwischen sich und unsere Schuld, unseren Schmerz, auch nicht zwischen sich und unsere Freude und Lust. Er weiß um unsere gelegentliche Kälte und Bosheit und treibt in uns zugleich seine Liebe frühlingshaft zur vollen Blüte. Jesus hat dem liebenden und sympathischen, mitleidenden Gott ein Gesicht gegeben, wie wir es auch nachher sehen dürfen.

Eines, das auch dann nicht schnell verschwindet, wenn es ans Sterben geht. Selbst das tut sich Gott an, damit wir ihn nicht falsch verstehen – er ist keiner, der sich vom Acker macht, wenn es bitter wird. Er taucht mit uns in den Acker hinab, hinein ins Grab – um täglich mit uns aus den tausend kleinen Toden aufzuerstehen, bis es ein Ende mit diesem Leben hat und wir endgültig die Herrlichkeit mit ihm teilen dürfen. Das Passionsspiel ist die Wahrheit unseres Lebens. Amen.